

lende Verbergerin, oder der alles verschlingende Rachen eines Hundes oder Wolfes. Auf eine beginnende Erkenntnis auch einer positiven Seite weisen die Symbole der Schlange und des Vogels hin. Endlich erscheint der Tod in menschlicher Gestalt. Ohne etwas von seinem grauenvollen Geheimnis zu verlieren, wird der tötende Tod zugleich zum Ausdruck des zeugenden Lebens; er gehört zur menschlichen Ordnung, in die sich der Mensch einfügen muß; zugleich erfährt dieser, daß er wesentlich in einen Bereich hineinragt, der über dieses Leben hinausweist. Auffallend ist, wie der zweite Teil zeigt, daß ähnliche Symbolgestalten wie im Mythos auch in den Träumen heutiger Menschen auftreten. Der Verf. kam in seinen Behandlungen zu dem Schluß, daß die Todesfurcht, die Angst davor, das Leben mit seinen nötigen Wandlungen und damit den Tod zu übernehmen, an der Wurzel vieler seelischer Erkrankungen liegt und daß man in vielen Fällen den Bereich des Sexuellen zu dieser tieferen Schicht der Existenz durchstoßen muß, um die Krankheit zu verstehen. A. Brunner SJ

Oraison, Marc: Zwischen Angst und Illusion. Christliche Existenz in tiefenpsychologischer Sicht. (208 S.) Freiburg 1960, Herder. Ln. DM 12,80.

Die Tiefenpsychologie hat gezeigt, daß der Mensch auf die vollkommene Koexistenz angelegt ist, daß aber diese Vollkommenheit nie erreicht wird und oft schwer gestört ist. Dies wird gezeigt an der ehelichen Gemeinschaft, an der Entwicklung des Jugendlichen wie auch an einzelnen Fehlentwicklungen. Das Neue des Christentums aber liegt darin, daß es den persönlichen Gott geoffenbart hat, mit dem der Mensch in eine persönliche Beziehung treten soll. Aber auch dieses Gespräch scheitert vielfach. Christentum und Tiefenpsychologie kommen also von verschiedenen Seiten an den Menschen heran, ergänzen sich und stimmen in vielen Punkten überein. Auf letzte Fragen, die die Psychologie wohl stellt, aber nicht beantworten kann, gibt die Offenbarung Auskunft. Für den Laien wird das leicht lesbare Buch manche Anregung bringen. Etwas störend wirkt für den deutschen Leser, daß die heutige Tiefenpsychologie trotz vieler Wandlungen als Freudsche Psychologie bezeichnet wird.

A. Brunner SJ

Biographien

Gollub, Wilhelm: Tiberius. (350 Seiten) München 1959, Georg D. W. Callwey. DM 22,—.

Wer war Tiberius? Es war vor allem Tacitus,

der das Bild bestimmte, das sich die Nachwelt von ihm machte: ein düsteres Bild. Es hat lange gedauert, bis man es wagte, gegen den Geschichtsschreiber mit dem feierlich verkündeten Prinzip: sine ira et studio, den Vorwurf der Parteilichkeit zu erheben. Wilhelm Gollub zeugt ihn der allerschlimmsten Parteilichkeit und stellt uns Tiberius noch bedeutend günstiger dar als jüngst Gregorio Marañón in seinem gleichnamigen Buch. Wer war Tiberius als römischer Princeps?

Besehen wir sein Werk, den Umbau des römischen Staates. Er führt nur weiter, was Augustus bereits geschaffen hatte. Aus der senatorischen Republik mit ihrer einheitlichen Spitze, eben dem Senat, wurde ein Nebeneinander zweier oberster Gewalten — wenigstens dem Namen nach. Dieses „dem Namen nach“ hat einen merkwürdigen Doppelsinn. Einmal scheint deswegen kein Dualismus zu bestehen, weil rein formalrechtlich oder verfassungsmäßig der Senat weiterhin Haupt des Reiches bleibt. Dem äußeren Scheine nach blieben der Senat und die klassischen Behörden und Ämter im Vorrang: die Konsuln, Prätores, Adilen und Quästoren. Der Vorrang der Konsuln kam z. B. dadurch zum Ausdruck, daß der Princeps sich erhob, wenn die Konsuln erschienen. Von diesen klassischen Ämtern aus ließ sich auch gar kein Weg zu einer fürstlichen Alleinherrschaft bahnen. Er ging denn auch tatsächlich über die nichtklassischen Ämter, die sogenannten „Paramagistraturen“ wie das Volkstribunat und das Prokonsulat. Nur sie gestatteten eine Machtausweitung ohne handgreifliche Verletzung der überlieferten Staatsverfassung. Diesen Weg haben erst Augustus und Tiberius mit jener Klugheit und Rücksichtnahme auf überlieferte Formen beschritten, die dem Prinzipat Dauer verliehen (Julius Cäsar war gescheitert).

Der andere Sinn des „dem Namen nach“ liegt darin, daß tatsächlich eine echte Monarchie bestand, d. h. der Senat und die klassischen Ämter nebensächlich geworden waren, weil die wirkliche Macht in der Hand Cäsars vereinigt war: das Heerwesen, die Clientel oder der persönliche Anhang, die Kontrolle der Wirtschaft, das Nachrichtenwesen und die Polizei.

Dies ist der Tatbestand. Wie ist er zu bewerten? Tacitus sieht in Augustus und vor allem in Tiberius einen Tyrannen, den Räuber der Freiheit, einen Wüterich und blutbefleckten Feind der Menschheit. Wenn wir von den Vorwürfen wegen einzelner Greuelthaten (die Tacitus nicht glaubhaft nachweisen kann) des Tiberius absehen, so ist der Anklagepunkt der: Tiberius hat die altrömische Daseinsform zerstört. Dem gegenüber weist Gollub darauf hin, daß Tiberius ein Freund republikanischer Überlieferungen und Einrichtungen war, daß aber das bis-

herige Haupt des Imperiums, der Senat, zersetzt und korrupt und deswegen regierungsunfähig war. Tiberius räumte ihm mehr Rechte und Freiheiten ein als Augustus — aber die Versammlung der Väter war außerstande, mit ihnen etwas zum Wohle des Staates anzufangen.

Die Zeit der aristokratischen Republik war vorüber, und nur deswegen vermochten die römischen Principes und späteren Domini sich an ihre Stelle zu setzen und zu behaupten. Tiberius' Gestalt steigt auf zur Höhe eines weitsichtigen Staatsmannes. Als vom Schicksal beauftragter Herrscher, wissend geworden durch die Weisheit einer Art stoisch-platonischen Philosophie, vollzieht er, was höhere Gewalten beschlossen haben. Und dieses Wissen, das er vor anderen voraus hat, ist ihm unendliche Traurigkeit.

G. F. Klenk SJ

Tyler, Royall: Kaiser Karl V. Mit einem Vorwort von Carl J. Burckhardt. (392 Seiten) Stuttgart 1959, Deutsche Verlags-Anstalt. DM 27,80.

Karl V., der vielumstrittene, der leidenschaftlich für die europäische Gemeinschaft kämpfte, ist nach Jahrhunderten plötzlich in ein neues Licht gerückt. In seinem Wollen drückt sich ein Anliegen aus, das dem Europäer von heute wieder näher steht. Darauf weist besonders C. J. Burckhardt in seinem Vorwort hin.

Tyler zeichnet das Porträt Karls von seinen blutmäßigen und geistigen Ursprüngen her. Wie seine Herkunft, so war auch seine Eigenart geschichtet: verwurzelt in der engbegrenzten Heimat, wuchs er in die Weite universal-europäischen Denkens hinein. Er war sozusagen vorausbestimmt zum universal-abendländischen Herrscher. Und trotzdem waren seine Persönlichkeit, seine politischen Ziele und das Ethos seiner Staatskunst so etwas wie eine wunderbare Ausnahme im Europa des 16. Jahrhunderts. In der damaligen Umwelt überrascht immer wieder das unbeugsame Wollen Karls, dieses Paladins und Vorkämpfers der christlichen Völkergemeinschaft.

Der Verf. schildert die Persönlichkeit Karls und das Drama seiner Epoche mit großer Sachkenntnis, Einfühlungsgabe und tiefem menschlichen Verstehen. Und doch hat er u. E. den religiösen Einschlag im Herrscherbewußtsein Karls nicht ganz ergründet. Es hängt damit zusammen, daß ihm das Wesen des Heiligen Römischen Reiches und die Hoheit seines Kaisertums nur unvollkommen aufgegangen sind. Er beschreibt wohl die Tatsache, daß die blut- und ahnenstolzen Regional- und Nationalkönige Westeuropas immer wieder nach der Kaiserkrone strebten, aber deswegen sie in ihr eine Überhöhung ihrer eigenen Würde sahen, wird nicht recht auf-

gehehlt. Trotz Renaissance und Glaubensabfall hatte das Kaisertum noch viel von seinem religiösen Nimbus bewahrt. Offiziell galt der Kaiser immer noch als Schutzherr der abendländischen Christenheit und Schirmvogt der Kirche. Und von hier, weniger vom fürstlichen Blut und keineswegs von königlichen Ahnen, ging jener Glanz aus, der den Kaiser über alle Könige stellte. Der Adel der kaiserlichen Majestät beruhte also vor allem auf einer geistigen Idee, nicht aber auf Rasse und Familie.

Auch dem Verhältnis Karls zu den Päpsten wird Tyler nicht ganz gerecht. Es war differenzierter und vielschichtiger, als der Leser nach dem Gesamteindruck von Tylers Buch meinen möchte. Jedenfalls bleibt wahr: die Gegensätze und Mißverständnisse zwischen den Päpsten und Karl V. waren ein Unglück für Europa, das in sich zerrissen und außen von den Türken bedroht war.

G. F. Klenk SJ

Marañón, Gregorio: Antonio Pérez. Der Staatssekretär Philipps II. Aus dem Spanischen übertragen von Doris Deinhard. (421 S.) Wiesbaden 1959, Insel-Verlag. DM 24,—.

Gregorio Marañón ist in Deutschland bereits bekannt. Seiner Geistigkeit nach ist er verwandt mit Ortega y Gasset und Salvador Madariaga, d. h. liberal. Als Meister des Stiles steht er ihnen kaum nach, und an psychologischer Analyse tut er mehr als sie. Wir erinnern uns noch an sein Charaktergemälde des Kaisers Tiberius.

Im Mittelpunkt des jetzt vorliegenden Buches steht eine Gestalt, die leichter wiegt als jener antike Kaiser, aber nichtsdestoweniger ein „Monstrum des Schicksals“ und eine fesselnde Gestalt ist. Freilich in der Weise fesselnd, wie es eben der leibhaftige Principe des Machiavelli, auf die etwas geringere Ebene eines Staatssekretärs und Abenteurers übertragen, nur sein kann. Antonio Pérez ist Minister Philipps II., aber es geht ihm keineswegs um die Größe Spaniens, sondern um seine eigene Eitelkeit, Habgier, Genußsucht und Geltungssucht. Diesen Leidenschaften wird alles untergeordnet: die Wohlfahrt Spaniens und das Ansehen, die Rechte und die Macht des Monarchen. Es ist klar, daß ein Lebensbild dieses ränkereichen und verschlagenen Staatsdieners nicht geschrieben werden konnte, ohne daß König Philipp II. mit gezeichnet wurde.

Mit beiden haben sich natürlich schon früher die Geschichtsschreiber beschäftigt; ein sehr beachtetes Buch über den letzten schrieb vor wenigen Jahrzehnten Ludwig Pfandl. Über Pérez' Charakter ist er im wesentlichen mit Marañón einig, wenn er auch in Einzelheiten anders urteilt. Ma-